

## Lesen und Schreiben

In den Jahren, in denen ich berufstätig war, habe ich mir in meinem Faible für Bücher und im Glauben, meine Lesegier werde lebenslang anhalten, einen riesigen Vorrat an für mich interessanten Neuerscheinungen und Werkausgaben angelegt. Als ich in den Ruhestand treten musste, erwies sich die Bibliothek, die mir in Anbetracht meines unstillbaren Lebens mehr und mehr zur Belastung geworden war, als Segen. Getrennt habe ich mich von meiner Manuskript-Sammlung, die in Zusammenhang mit meinem Redakteurs-Beruf als Vermittler von Literatur entstanden ist. Sie war zu umfangreich geworden, nun verwahrt das Grazer Nabl-Institut die vielen von Thomas Eisendle, dem Buchbinder, hergestellten Kartons. In meinem Bücherhaus, das ich mir im südschwedischen Wald gebaut habe, stehen all die Bände, die ich immer schon lesen wollte. Wie und warum ich mich, die Regale entlang streichend, für den oder jenen Autor entscheide, weiß ich nicht. Meine Leselust war immer verbunden mit der Freude am nachdenklichen Schreiben über Literatur und über Autoren, und nun kam die Lust am Erzählen hinzu. Über meine subjektiven und über die objektiven Zusammenhänge von Lesen und Schreiben habe ich nie gründlich nachgedacht.

In den vergangenen 15 Monaten war die von Klaus Reichert sorgfältig betreute Gesamtausgabe der Werke von Virginia Woolf mein bevorzugtes Lesevergnügen. Ich habe die Prosabände und die Tagebücher nebeneinander gelesen, unterbrochen von Essays und Feuilletons aus den insgesamt acht Theorie-Sammelbänden. Zwei von letzteren haben den wunderbaren Titel „Der gewöhnliche Leser“. Virginia Woolf hat Zeit ihres Erwachsenenlebens regelmäßig über ihre Lektüre von Büchern geschrieben. Sie versuchte ihr Lesen freizuhalten von „literarischen Vorurteilen“, von „dogmatischer Gelehrsamkeit“, sie benutzte, hierin dem Rat des im 18. Jahrhundert bedeutendsten englischen Literaten Dr. Johnson folgend, ihren „gesunden Menschenverstand“, um sich jene Kenntnis nicht nur der Weltliteratur anzueignen, die ihr als junge Frau verweigert wurde, weil es damals nicht üblich war, Mädchen eine höhere Schulbildung und ein Studium zu gewähren. Sie las aus Neugier und Interesse, wählte die Bücher nach Lust und Laune, sammelte mit Leidenschaft Informationen über „ihre“ Autorinnen und Autoren, versuchte in erster Linie das Geschriebene und die Schreibenden zu verstehen und urteilte über die Texte ohne die im deutschsprachigen Literaturbetrieb bis heute weit verbreitete Arroganz und Besserwisserei. Es spielte für sie keine Rolle, ob ein Autor oder eine Autorin berühmt oder unbekannt war. Zusammen mit ihrem Mann gründete sie in jungen Jahren die „Hogarth Press“, einen Verlag, in dem sie neben Werken von Autoren, die sie schätzte, auch eigene Texte veröffentlichen konnte. Das Produzieren von Büchern, die ersten Bände haben die Woolfs selbst gedruckt, gehörte wie selbstverständlich zu ihrem „Lesen und Schreiben“.

In ihrem wunderbar intensiven Roman „Orlando“, der Lebensbeschreibung eines sich im Laufe von vierhundert Jahren vom Mann zur Frau wandelnden künstlerischen Geschöpfes, thematisierte Virginia Woolf immer wieder den Zusammenhang von Lesen und Schreiben. Der unermesslich reiche junge Edelmann ist der Leidenschaft des Lesens verfallen, und diese Begierde hat den Ausbruch der „Krankheit“ des Schreibens ausgelöst. Er kümmert sich nicht mehr um die Verwaltung seiner Güter,

seines riesigen Herrschaftssitzes. 47 literarische Werke hat er, „bevor er 25 Jahre zählte“, verfasst, keines davon hat er veröffentlicht, niemandem hat er auch nur eine Zeile zu lesen gegeben, nicht einmal seine Mutter wusste von der für einen jungen Edelmann „unverzeihlichen Schande“. Als er nach langem Zögern einem Londoner Freund seine Krankheit gesteht, folgt er schließlich dessen Rat und will sich dem Urteil eines im Literaturbetrieb etablierten Autors und Publizisten aussetzen. Diesen Herrn, Green heißt er, lädt Orlando zu sich auf sein Schloss zu einem festlichen Abendessen ein: das Treffen ist eine Enttäuschung, der Autor erweist sich als Schwätzer. Die Großzügigkeit Orlandos, der dem Literaten eine vierteljährliche Rente aussetzte, wird auch dadurch enttäuscht, dass Green einen Bericht über seinen Besuch bei Orlando veröffentlicht, in dem er ihn verhöhnt und verspottet. Bis auf ein Poem, einen schmalen Band mit dem Titel „Der Eich-Baum“, verbrannte der wütende Orlando daraufhin alles bislang Geschriebene. Dennoch, Orlando wird sein ganzes langes Leben lang die Krankheit des Lesens und Schreibens nicht los, immer wieder überkommt ihn diese Sucht, diese Leidenschaft. Jahrhunderte später, nunmehr als immer noch junge Frau, schreibt Orlando in einer poetischen Anwandlung ohne Unterbrechung hintereinander 26 Bände. Im 20. Jahrhundert wird sie als Schriftstellerin den lang ersehnten Erfolg haben, aber er wird ihr nichts mehr bedeuten. „Der Eich-Baum“, dessen Manuskript sie so viele Jahre an ihrem Busen getragen hat, ist in der siebenten Auflage. Nun ist sie in den „mittleren Jahren“, kann sich mit Gelassenheit auf sich selbst besinnen. „Denn sie hatte eine große Vielzahl von Ichs, die sie rufen konnte, weit mehr, als wir haben unterbringen können, da eine Biographie schon als vollständig gilt, wenn sie nur sechs oder sieben Ichs berücksichtigt, wohingegen ein Mensch gut und gerne ebenso viele Tausend haben kann.“

In den Monaten, die ich mit den Geschichten, Gedanken und Bildern der Virginia Woolf verbracht habe, die sich ein paar Jahre vor meiner Geburt aus Angst vor dem Versinken im Wahnsinn das Leben genommen hatte, erweiterte sich mein Verständnis der Zusammenhänge meines eigenen Lesens und Schreibens. In einem seltsamen Wechselspiel von Unruhe und Ruhe vollzieht sich beim „gewöhnlichen“ Lesen die langsame Annäherung an ein anderes Bewusstsein. Fast immer befremdet mich anfangs diese andere Gedankenwelt, ich muss mehrmals innehalten, mich zwingen, den Rhythmus der ungewohnten Sätze und Bildfolgen anzunehmen und mich nach und nach dem Sprachgebrauch des Autors oder der Autorin immer weiter gehend anzupassen. Einmal auf den Weg einer solchen Einverleibung eines Buches gebracht, wird in meinem Bewusstsein ein neues Ich lebendig, es ist mir nicht immer sympathisch und nicht immer habe ich Lust, mich auf einen Gedankenaustausch einzulassen. Im Laufe der Lektüre der Werke von Virginia Woolf entstand eine ungewöhnlich tiefe Zuneigung, ich ließ mich auf ein Verstehen ein, wie es Voraussetzung für ein langes Zusammenleben ist. Ich ließ ein Nachempfinden ihrer durch die manchmal nur hingeschluderten Tagebuchaufzeichnungen und die immer durchkomponierten Prosatexte hindurchschimmernden Gefühlswelten zu. Ich konnte die Gefährlichkeit des Wahnerlebens, das Virginia Woolf zeitlebens beim Schreiben bedrohte, begreifen.

Die Zwiesprache mit Virginia Woolf hat mein eigenes Schreiben weder befördert noch behindert, aber doch irgendwie beeinflusst. Ich habe ihre Texte immer wieder genauer betrachtet: wie sie den Erzählfluss beschleunigt und verlangsamt, wie sie in der Manier der impressionistischen Maler Geschichten aus dem Nebeneinander einzelner bildstarker Worte und Szenen aufscheinen lässt, wie sie im „Orlando“ die Zeiten und Orte der Handlung ineinander schiebt, wie sie in beinahe metaphernlosen

Beschreibungen von Stilleben und Konstellationen Stimmungen hervorruft, zum Beispiel in ihrem Roman „Jakobs Zimmer“, oder wie sie in ihrem letzten Buch „Die Jahre“ für die damalige Zeit völlig neue Techniken des performativen Schreibens entwickelt. Diese Art der „Interpretation“ der handwerklichen Aspekte von Literatur habe ich immer schon benutzt, um Geschichten zu verstehen.

Virginia Woolf hat ihr erzählend reflektierendes Schreiben über ihre Leseerfahrungen vom Erzählen eigener Geschichten nicht ausdrücklich ferngehalten. Und von der Arbeit an ihren Romanen und Kurzgeschichten hat sie sich durch das Verfassen von Rezensionen, Kurzesays und Feuilletons nicht ablenken lassen. Ich hatte immer wieder den Eindruck, sie brauchte diesen Wechsel in der inneren Ausrichtung des Schreibens. Zum einen ist es das Aufnehmen der Geschichten von Anderen, die Aneignung, die Wahrnehmung der Wirklichkeit der anderen Literatur und damit verbunden ihr Bericht, wie es ihr beim Lesen dieser Bücher ergangen ist. Zum anderen ist es die Herstellung und die Formulierung von Geschichten aus ihrer Bewusstseinswirklichkeit, die gespeist wird von ihrer Lebenserfahrung, von ihren Leseabenteuern und überhaupt von ihrer Art, die Natur, die soziale und die politische Realität wahrzunehmen.

Während meiner Berufstätigkeit, in deren Zentrum immer die Vermittlung von Literatur und damit auch das Schreiben bzw. das Sprechen über Literatur stand, habe ich mir die immer wieder aufkommende Lust, belletristische Geschichten zu erzählen, verboten. Das Verbot wurde – laut Helmut Eisendle zwangsläufig – zum Motor der Lust. Wenn ich schon nicht meine Geschichten erzählen durfte, so musste ich von der Lektüre der Geschichten von Anderen erzählen, von meinen Versuchen diese zu verstehen. Ich überwand die Depression nach dem Ausscheiden aus meinem Beruf vor allem dadurch, dass ich die Geschichten, die Literaturwirklichkeiten, die sich in mir in meinem Leseleben angesammelt haben, zu formulieren begann. Lesen und Schreiben kamen in mir ins Lot, es wurde ein gleichmäßiges Ein- und Ausatmen. Während der intensiven Lektüre der Werke von Virginia Woolf schrieb ich an meinen „Aufzeichnungen aus einem Waldhaus“ und an meinem neuen Roman „Unterm Tulpenbaum“, der fiktiven Lebensgeschichte eines deutsch-österreichischen Rechtsgelehrten und Philosophen. Es sind weder formale noch thematische oder andere inhaltliche Verbindungen, die sich aus der Parallelität des Lesens der Bücher von Anderen und des Schreibens eigener Geschichten ergeben, sondern energetische. Manchmal habe ich das Gefühl, dass das von den vielen gelesenen fremden Texten ausgelöste Verstehen in meinem Kopf eine Art bislang nicht bekannter Denkbewegung auslöst, die zum Anstoß wird aufzustehen und zu gehen und die eine oder andere Geschichte zu erzählen, sie herauszulösen aus dem immer dichter und unüberschaubarer werdenden Gewebe der vielen tausend Ichs in mir.